

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 4

Artikel: Typen von der Landstrasse
Autor: Binder, Gottlieb
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663473>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einen Rosenkranz Karten spielen (jassen) muß, bevor er sich zu der Tochter vor oder hinter den Ofen machen und bei ihr allein aufsein darf. Verliert er das Spiel, so hat er vorher gar auch noch den Rosenkranz zu beten, was eine wohltümliche Geduldssübung sein dürfte.

Nun, verglichen mit dem, was die Ritter im Mittelalter durchzumachen hatten, bis sie ihre spröden Frauen minnen konnten, sind diese ländlichen Liebeshecken leicht zu nehmende Hindernisse. Weder ist unser bergländisches schwäzerisches Weibervolk von Marmelstein, noch unsere männliche Jugend in Stahl und Eisen eingeschient, und also sind auf lange Sicht weder die einen einzuhagen, noch die andern abzuhagen. Hängen wir dem allem ein „Nachtblueliedli“ an:

Driuse, iehr Buebe,
Es nachtid is i!
D' Füchs gand us dä Huebe,
Wend au derbi si.
Haarus dur all Huſe!
Am Tüfel haarus!
Wer öppis isch, usé!
Mer tätschid ä us.
Miär Ledig und d' Füchsli,
Miär wüssid der Rank
Zuem Hüehndli im Chrützli,
Zuem Chind uf em Bank!
Miär Buebe und d' Füchsli,
Miär wüssid was Lands.
Und schlusid s' i d' Büchsli,
Si müend is a Tanz.
Durs Land wemmer tribe.
Haarus i all Wind!
Haarus dur all Schybe,
Wo Ersteli sind.

Typen von der Landstraße. ¹⁾

Von Gottlieb Binder.

De Tüfenerjoggeli.

In den 1860er und 1870er Jahren kam Jahr um Jahr ein untersecktes Männchen mit grobknochigem Gesicht, kurzem Schnurrbärtchen, versonnenen Augen, mit steifem Hütchen (im Unterland allgemein „Naphtali“ genannt), fuchsrotem, abgeschabtem Habersack und derbem Knotenstock in die Dörfer des Zürcher Unterlandes. Seinen eigentlichen Namen kannten nur wenige. Er stammte von Teufen bei Freienstein und hieß Jakob Schmid. Das Volk aber nannte ihn kurzerhand „Tüfenerjoggeli“. Sobald er in ein Dorf kam, ließen von allen Seiten die Kinder herzu mit dem Rufe: „De Tüfenerjoggeli!“ Im Schwarm folgten sie ihm dann durchs Dorf, wie die Kinder von Hameln dem sagenhaften Rattenfänger, zumal, wenn er die Mundharmonika spielte oder alte Lieder sang. Die Eigenart seiner Erscheinung, seine Lieder und seine Mundharmonika waren es wohl, die einen so unwiderstehlichen Zauber auf die Dorfkinder ausübten. In Windlach besuchte er jedesmal der Reihe nach „seine Kunden“, zuerst den Klosterjöch, weil dessen Frau von Teufen stammte und gleich alt war wie Joggeli. In den darauffolgenden Tagen machte er dann „die Runde“. Beim Eintritt in die Stube lächelte er freundlich und sagte in naivem Tone: „De Tüfenerjoggeli ist wieder emal da!

Darf i eis singe?“ Weil ihm das niemand verwehrte, hub er an, alte Kirchenlieder und Volkslieder zu singen. Mit Vorliebe sang er Binzendorfs „Die Christen gehn von Ort zu Ort durch mannigfalt'gen Hammer“, Neumarks „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ und Nikolais „Wie schön leucht't uns der Morgenstern.“

Hernach erzählte Joggeli seinen Zuhörern, mit denen er sich mittlerweile (ohne eine Einladung hiezu abgewartet zu haben) an den Mittags- oder Abendtisch gesetzt hatte, kurzweilige Neuigkeiten aller Art. In den Höfen und Dörfern der umliegenden Gegend erfuhr er, ohne daran zu fragen, vieles, was die Leute gern mit anhörten. Oft gesellte er sich unterwegs zu Handwerksburschen, die ihn für ihresgleichen hielten und ihm manches mitteilten aus dem Schatz ihrer Erinnerungen. Joggeli, mit einem ungewöhnlichen Gedächtnis begabt, vergaß der gleichen nicht mehr und konnte deshalb stundenlang davon erzählen. Die Bauersleute aber waren dafür umso dankbarer, als man damals noch nicht alles und jedes durch die Zeitungen erfuhr.

Im Grunde war Joggeli eine etwas verschlossene Natur, taute er aber auf, so verklärte die Sonne seines tiefen Gemüts sein etwas blödes Gesicht; er gab dann ungezählte Psalmen und Bibelsprüche zum besten. Ebenso kannte er die Glockensprüche in weiter Runde. Oft hörte ihn der Verfasser diejenigen von Glattfelden

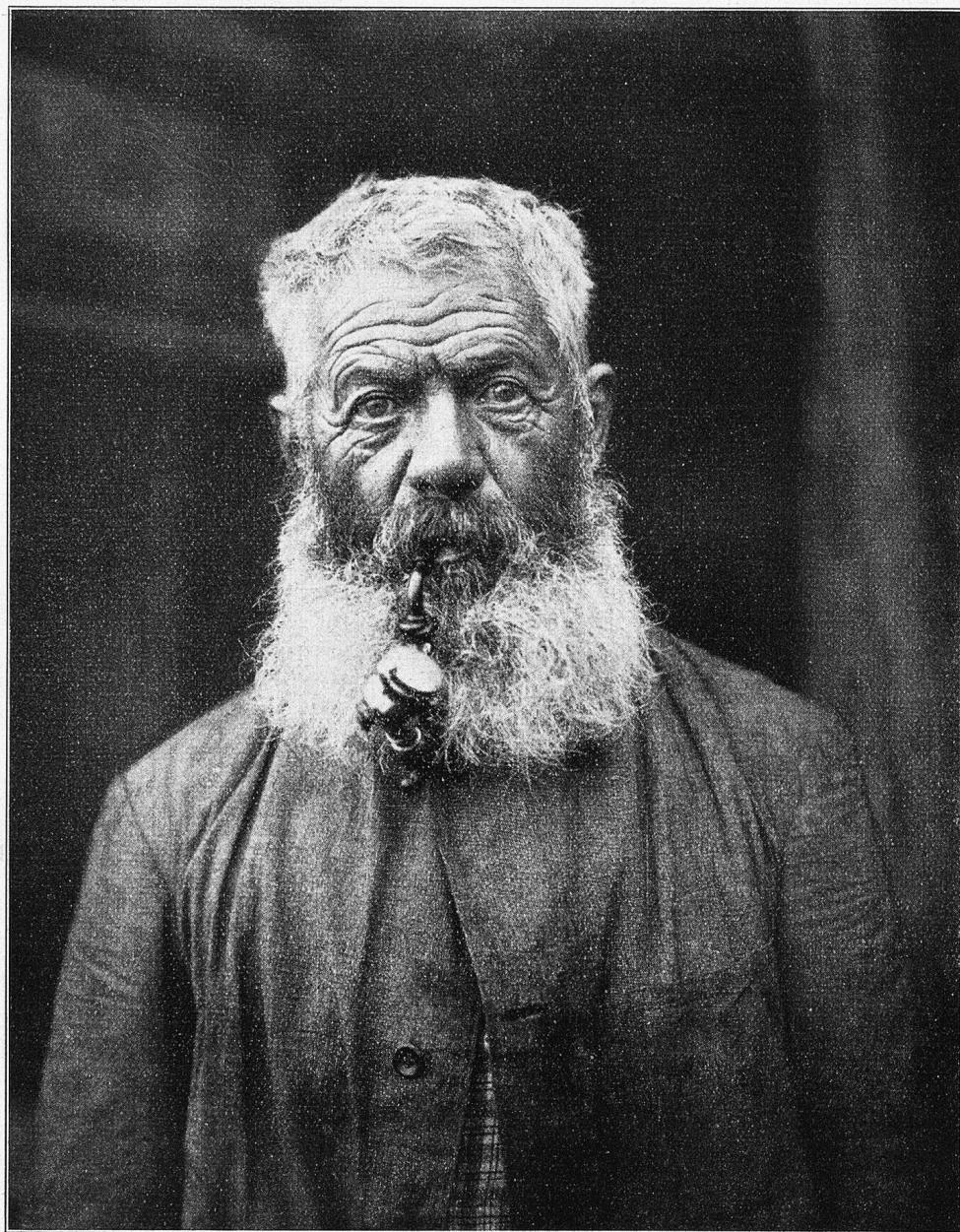
¹⁾ Aus Gottlieb Binder: „Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes“. Verlag der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel.

vortragen, ferner den auf der kleinen, aus vorreformatorischer Zeit stammenden Glocke in Oberglatt:

„Maria Mutter in Gottes Zell,
Hab in diiner Huot, was ich überschell.“

In liebreichen Schäfchenherzen
Sez seine seel bey Jesu Christ
Höchst Glückhaft, Sighaft, Selig ist.

Einzig der lateinische Spruch an der Schiller-glocke in Schaffhausen: „Vivos voco, mortuos



Der urhige Sennenvater.

Phot. F. Ott-Kretschmer, Zürich.

Wiederholt hat er auch den Spruch auf dem Denkmal des 1681 in Oberglatt gestorbenen Pfarrers Sprüngli:

Rühmlich leben, trüwlich lehren,
Tugend pflanzen, Laster wehren
War des Hirten Tun im Leben,
Den Gott disser Herd gegeben.
Nach dem todt lebt er mit schmerzen

plango, fulgura frango!“ machte ihm zeitlebens zu schaffen. „Wie mer aber au derigs Büüg chan-an-e Glogge ane schriebe!“ sagte er oft, „aber ebe 's sind halt Stadtluüt.“

In einem zerknüllten Sackkalenderchen, das Lieder, merkwürdige Sprüche und die Namen vieler Handwerksburschen enthielt, trug Joggeli

stets einige Richterbildchen mit sich herum, jene Bildchen, die so viel Sinnigkeit und Frömmigkeit, soviel Natur- und Heimatliebe atmen. Sein Herz selber war eben auch erfüllt von Schallmeienklang, Hirtenlied und Glockengeläute. Im Gasthaus zum „Kreuz“, wo er sich jedesmal einstellte, wenn er nach Windlach kam, schenkte ihm der Wirt hie und da eine Zigarre. Joggeli, sonst nicht ans Rauchen gewöhnt, setzte sich damit in eine Ecke und „bapste“, den blauen Rauch in Kringeln vor sich hinblasend. Waren Gäste da, so stellte sich Joggeli auf einen Stuhl und sang, die Augen halb geschlossen, alte Lieder über die Köpfe der Gäste hin. Weil seiner ganzen Erscheinung der Stempel einer gewissen Tölpelhaftigkeit anhaftete, neckten ihn die Anwesenden etwa, indem sie seine stark vorspringenden Schaufelzähne, seine stotternde Zunge, seinen haarlosen Habersack oder sein „ewiges Ledigsein“ zur Zielscheibe ihres Witzes machten. Dann wehrte sich Joggeli stets mit den Worten: „Triebet kei Schindluederläbe mit dem Joggeli!“

An das Nachtlager stellte Joggeli keine hohen Anforderungen; ihm genügte als Ruhestatt die Ofenbank. Ward ihm die Nacht zu lang, so stand er auf und lief singend die Stube auf und ab. Kamen ihm etwa die blau und weiß gefärbten Häherfederchen, die er im Hutband zu tragen pflegte, abhanden, so ruhte er nicht, bis er wieder solche hatte. Für selbstverständlich hielt er es, daß man ihn unentgeltlich beherbergte und befestigte; weder im Bauernhaus noch im Wirtshaus hat er je in seinem Leben nach der Urte gefragt. Bevor er seinen Fuß weitersetzte, sang er seinem Gastgeber zum Dank noch „eins“, oft:

I gah-ne dur d' Bächlimatt ab
Und gümme Madäneli¹⁾ ab,
Madäneli breche,
Es Chränzli druuß flechte.
As luter Madänli und Chlee.
Iez han-i kes Schäzeli meh!

Ob er dabei verlorener Liebe gedachte, hat nie ein Mensch erfahren. Nachdem er dann sein Hüttchen auf seinen ungefüglichen Kopf gedrückt, den Habersack umgeschlängt und den Stock zur Hand genommen hatte, schritt er im „Kreuz“ in Windlach noch zum runden Tisch, hob den Deckel von der kakaobraunen Weichseldose und nahm eine tüchtige Prise mit auf den Weg.

¹⁾ Schlüsselblümli (*Primula elatior*), die Blume verschmähter Liebe.

Der Vogelbacher.

Um die nämliche Zeit wie der Tüfenerjoggeli besuchte auch der Vogelbacher die Dörfer des Zürcher Unterlandes. Er besaß eine hünenhafte Gestalt, ein grobes Gesicht, einen schwarzen, dünnen Schnurrbart, tiefliegende Augen und schwarzes, in die Stirne hängendes Haar. Während der Joggeli lebte „wie der Vogel im Haufsame (Hanffamen)“, und immer zum Singen aufgelegt war, flagte der Vogelbacher beständig über Hunger. Er sang von morgens bis abends jahraus, jahrein das gleiche Klagentlied über die Menschheit. Seines Zeichens war er Häusler mit Nüssen, Wachholderbeeren, Lindenblüten und „Bächchrut“ (Purgiermittel für das Vieh). Einen breiten Filzdeckel oder eine Pelzkappe mit „Ohrläppli“ auf dem Kopf, in abgezhabter Manchesterhose und Manchesterjacke, mit einem schwärzgrünen Doppelsack auf den Achseln, so kam er jeden Herbst von seinem Heimatdorf Bergöschingen her über den Rhein in die Dörfer des Zürcher Unterlandes. Weder in seinem Wesen, noch in seinem Auftreten lag etwas Gewinnendes, und er mußte es deshalb oft erleben, daß ihm eine Dorfshöne die Türe hart vor der Nase ins Schloß warf. „Ah ha“, sagten die Bauerntöchter, „iez ischt scho wieder de langwiliig Vogelbacher da mit siner ebigi Litanei rum Hunger, es wär gschiider, de Wissiker Giiger wär cho, dänn gäb's doch au wieder emal e luschtigi Spinnstübete.“ Nicht überall fand aber Vogelbacher solch schnöden Empfang. Besonders die Kinder freuten sich, wenn der Wundermann von Bergöschingen auf den Klausitag Kastanien („Chistele“) brachte, die ihnen „über alles gingen“. Auch seine Nüsse fanden vor Weihnachten und Neujahr guten Absatz, weil nicht alle Leute solche hatten, zum Bächtelitag (2. Januar) aber unter allen Umständen Nüsse haben wollten, denn ohne Nüsse ist im Unterland der Bächtelitag undenkbar.

Im „Kreuz“ in Windlach und in der „Rose“ in Stadel ließ man sich's oft nicht gereuen, diesen gewaltigen Esse zu sättigen, meist aber ohne ersichtlichen Erfolg. Wenn er hungrig und mit schweren Schritten in die Gaststube zum „Kreuz“ kam und seinen Sack unten am langen Tisch in die Ecke legte, sah ihm der Wirt „von weitem an“, wo es ihm fehlte. „He Vogelbacher“, fragte er ihn dann, „wie lauft de Handel, händ er bald verhaft, oder wännnd d'Vüt wieder nüd mißrucke mit dem Gäd?“ Darauf hub der

Bergöschinger seinen Klagegesang an: „Lienhard, ich sage Euch, ich bin heute schon stundenweit gelaufen, habe so viel wie nichts verkauft, denn niemand merkt, wo unsereinen der Schuh drückt und niemand bedenkt, daß der Vogelbacher Hunger hat wie ein reißender Wolf.“ Darauf ließ ihm der Kreuzwirt auftragen, was der Tisch faßte, Schüsseln voll — der Hünne aber ließ nicht ein Restchen übrig. Dagegen war nach beendigter Mahlzeit seine Stimmung bedeutend besser, besonders wenn er noch ein Gläschen Wachholderbranntwein als Zugabe erhielt; er ward dann gesprächig und meinte, es gebe mitunter doch noch gute Leute auf der Welt. Dann fing er an, die Leute und Häuser aufzuzählen, wo man zu essen und zu trinken bekomme, hin und wieder auch ein Glas Gebranntes. Als er einst um die Mittagszeit in Stadel in die „Rose“ kam, saß am runden Tisch eine Anzahl Bürger beisammen, die „räting“ wurden, dem Vogelbacher „emal gnueg z’esse z’zahle.“ Niemandem aber war ein solches Anerbieten erwünschter als dem Bergöschinger „Russenmann“. August, der Rosenwirt, ließ ihm nun nacheinander auftragen eine Schüssel voll Fleischsuppe, vier Paar grüne Würste und eine Platte voll Braten nebst Gemüse. Mit einem wahren Heizhunger erleidete sich Vogelbacher seiner „Aufgabe“, ohne sich Zeit zu nehmen, die Schweißtropfen von der Stirne zu wischen. Die Zuschauer sahen mit wachsendem Erstaunen zu, brachen dann aber in schallendes Gelächter aus, als der Rosenwirt auf seine Frage: „Vogelbacher, händ er iez genueg?“ die unerwartete Antwort erhielt: „Ja, es mues es iez tue.“

Ende der 1880er Jahre kam der Sensenmann zu unserem Vogelbacher und nahm ihm seinen Hunger für immer ab. Die Bergöschinger begruben ihn auf dem sonniggelegenen Gottesacker des badischen Dorfes Stetten.

Der Wanderschuster.

In den 1870er Jahren reiste von Zeit zu Zeit ein Schuster, eine große, etwas nach vorn gebeugte Figur mit glattrasiertem Gesicht, Bogenmaße, gelblicher Hautfarbe, verschmierten Augen und halb kahlem Haupt in der Zürcher Unterländergegend umher. Auf den Rücken geschnallt trug er das Dreibein samt einigen Hämtern und anderem Werkzeug. Wenn er in einem Hause um Arbeit anhielt, stellte er sich, als ob er ein Träumer wäre und nicht auf drei

zählen könnte. Wer aber näher zufahl, entdeckte bald, daß er es mit einem geriebenen Kunden zu tun hatte. Dessenungeachtet erhielt er immer wieder Arbeit.

War man übereingekommen, daß er bleibe und schustere, so zog er Rock und Brusttuch aus, setzte sich aufs Dreibein und langte einige Streifen Leder vom Westenrücken herunter, wo er sie angenäht hatte. Redete man ein, man hätte noch nie gesehen, daß ein Schuhmacher das Leder auf dem Westenrücken mitgebracht, so sagte der Fuchs: „So etwas bringt nur der echte Wanderschuster von Schaffhausen fertig.“ Es ging aber die wohlbegündete Sage durch die Dörfer, diesem wandernden Kenieriem wäre nicht zu trauen, er besäße nämlich die fatale Gewohnheit, den Bauern in unbeschriebenen Augenblicken Leder zu stehlen, ohne daß sie daraufkamen, wohin er es eigentlich verstecke. Im Essen war er bescheiden, ebenso in den Ansprüchen ans Nachtlager, und hie und da flickte er einem armen Teufel, zum Beispiel dem Tüffenerjoggeli und dem Vogelbacher, die Schuhe unentgeltlich. Die Bauern dagegen überforderte er gern.

Kamen am langen Winterabend gleichgesinnte zum Vogelfelix, wo der „echte Wanderschuster“ auf der Stör war, „z’Liecht“, so wurden sie von diesem zuweilen genarrt. Er erzählte ihnen zum Beispiel, ohne eine Miene zu verzieren: „Die Margauer Bauern, Respekt vor ihnen! sind lezthin auf einer großen Versammlung in Brugg zusammengekommen und haben die Abschaffung sämtlicher Steuern beschlossen; im Solothurnischen dagegen bezahlen sie vorläufig noch eine kleine Steuer, erhalten aber Jahr um Jahr bis zu tausend Franken Bürgernutzen.“

Die Bauern sperrten Mund und Augen auf und ließen ihre Pfeifen ausgehen. Der Vogelfelix aber nahm nun das Wort: „Da gsehd mer’s wieder, d’Margauer sind halt eifach guraschierte Weltbünnere, bi=n=eus wär so öppis in alli Ebigkeit nüd mögli.“ Der boshafteste Schuster fuhr weiter: „Etwas ganz Merkwürdiges habe ich vor einigen Tagen erlebt, als ich im Schlatti schusterte . . ., der Bauer hatte am Morgen geflagt, daß ein Marder immer hinter seinen Hühnern her sei. Als er gegen Mittag, nichts Böses ahnend, durch den hohen Schnee einen Weg vom Hause bis zu seinem abseits beim Walde gelegenen Brunnen hinschaufelte, bemerkte er auf einer Tanne den

Edelmanöder, der ihm aufmerksam von oben zu sah. Schnell steckte er die Schaufel in den Schnee, hängte seinen Rock daran, setzte seinen Hut darauf und lief heim, um sein Gewehr zu holen. Weil nun der Mörder die Schaufel für den Bauern hielt, blieb er ruhig sitzen und wurde daher mit Leichtigkeit heruntergeschossen."

So und ähnlich trieb der geriebene Wanderschuster Possenspiel mit seinen leichtgläubigen Kunden. Hörte er aber, daß der Landjäger auf seiner Runde ins Dorf gekommen sei, so

wurde er auffallend kleinkaut auf seinem Dreibein und schaute mit seinen unsteten Augen scheu nach den Stubenfenstern, ob nicht der Diener der Gerechtigkeit am Hause vorüberkomme. Brach dann endlich die ersehnte Nacht herein, so wäre er um keinen Preis mehr zum Bleiben zu bewegen gewesen. In großer Hast packte er seine Sachen zusammen und machte sich, nicht ohne vorher einige Stücke Leder auf seinen Westenrücken genäht zu haben, aus dem Staube.

Einem Tagelöhner.

Lange Jahre sah ich dich
Führen deinen Spaten,
Und ein jeder Schaufelstich
Ist dir wohlgeraten.

Nie hat dir des Lebens Flucht
Bang gemacht, ich glaube —
Sorgest für die fremde Frucht,
Für die fremde Traube.

Nie gelodert hat die Glut
Dir in eignem Herde,
Doch du fußtest fest und gut
Auf der Mutter Erde.

Nun hast du das Land erreicht,
Das du fleißig grubest,
Lasse dir die Scholle leicht,
Die du täglich hubest.

C. F. Meyer.

Der Aarauer Bachfischet.

Eine kultur-historische Plauderei von Adolf Däster.

Ein ganz eigenartiger, von poetischem Hauch umwehter, uralter Volksbrauch hat sich durch die Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage in der aargauischen Kantonshauptstadt erhalten; es ist dies der sog. Bachfischet. Alljährlich in der ersten Hälfte des Monats September wird der Stadtbach, welcher durch die Stadt fließt, ausgefischt und sein Bett gründlich gereinigt. Außerhalb Suhr, bei der Lettenwiese, verwehrt eine Schleuse dem Wasser den Eingang in sein altes Bett und öffnet ihm ein Rinnal zur Seite. Sobald nun das Wasser hinlänglich abgeflossen ist, steigen Knaben und ärmere Leute in das beinahe leere Bachbett und haschen Gruppen und andere Fische mit Händen und Gärnchen und fangen große und kleine Krebse. Arbeiter mancher Art sind beschäftigt, den Bach zu reinigen und seine Ufermauern und die Maschinen, welche durch den Bach in Betrieb gesetzt werden, auszubessern. — In alten Zeiten wanderten am Bachfischet viele Aarauer Familien nach Suhr, um dort gebackene Fische zu essen und ein Glas guten Wein dazu zu trinken; nebenbei wurde auch ein Tänzchen nicht verachtet. Heute weiß man von dem Festchen, das auch der Schuljungend Ferien brachte, nichts mehr. Dagegen hat

sich das sog. „Abholen“ des wiederkehrenden Baches bei der gesamten Schuljugend, von den Kleinsten der Gemeindeschulen bis zu den Größten, welche die Kantonsschule und das Seminar besuchen, erhalten. Nach Eintritt der Dunkelheit pilgert jung und alt gegen den Gönhard hinaus. Die Knaben und Mädchen tragen lange grüne Zweige, auf Stäben ausgehöhlte, beleuchtete Kürbisse, bunte Vampions und Fackeln. Sobald die ersten Wellen des Baches daherkommen, bewegt sich der ganze Zug, voran durch Trommler und Pfeifer eröffnet, nach dem Stadtinnern (Bachstraße = Vordere Vorstadt-Graben = Laurenzentorgasse = Pelzgasse = Kirchgasse = Adelbändli = Metzgergasse = Laurenzentorgasse = Graben = Hintere Vorstadt = Bahnhofstraße = Bahnhofplatz) mit dem Freudengeschrei:

„Der Bach chunt, der Bach chunt,
Sind mini Buebe-n-alli gsund?
Jo — jo — jo.
Der Bach isch cho, der Bach isch cho,
Sind mini Buebe-n-alli do?
Jo — jo — jo!“

In neuerer Zeit wird der eigenartige — unseres Wissens in der Schweiz sonst nirgends ge-